Schwerter Zeitung

Die „Schwerter Zeitung" erscheint wöchentlich sechsmal. Bezugspreis wöchentlich 45 Rpf. (einschl. Trägerlohn). Postbezug monatlich 2.– Rm. (einschl. 28,8 Rpf. Zeitungsgebühr und 6,46 Rpf. Postverpackungsgebühr) zuzüglich 36 Rpf. Bestellgeld. Einzelnummer 10 Rpf. Druck und Verlag: Hans Bleiner vormals Carl Brenne, Schwerte. Geschäftsstelle: Große Marktstr. 3–5. Ruf: 2720. Postscheckkonto: Dortmund 2662.

Tageblatt für die Stadt Schwerte und die Ämter Westhofen und Ergste
Schwerter Heimatblatt · Einzige in Schwerte gedruckte Tageszeitung

Anzeigenpreise: die sechsgespaltene Millimeterzeile (46 mm breit) 8 Rpf. Textanzeigen: Millimeter 20 Rpf. Für fernmündlich aufgegebene Anzeigen übernehmen wir keine Gewähr. Bei unvorhergesehenen Betriebsstörungen durch höhere Gewalt übernehmen wir keinerlei Gewähr für pünktliches Erscheinen der Zeitung, auch kann kein Anspruch auf Schadenersatz oder Nachlieferung erhoben werden.

Nr. 44 | Schwerte (Ruhr), Sonnabend, 24. Februar 1945 | 77. Jahrgang

In der Zwischenphase des Krieges

„Catholic Herald" stellt fest: Deutschland weit entfernt vom Zusammenbruch

WA. Berlin, 23. Februar. Die Gegenseite hat es sich in den letzten Wochen abgewöhnt, davon zu sprechen, daß die deutsche Führung den Verteidigungskampf, namentlich im Osten, völlig planlos führe. Sie muß heute den wachsenden Widerstand anerkennen, und sie muß damit zugeben, daß dieser Widerstand der Ausdruck ganz bestimmter Absichten der deutschen militärischen Führung bildet. Es ist selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit, diese Pläne auch nur andeutungsweise zu umreißen. Für uns kommt jeweils nur die augenblickliche Lage in Betracht, die allerdings nach wie vor stärkstens das Interesse der gesamten deutschen Nation fesselt. Niemand ist sich im unklaren darüber, daß die Verhältnisse im Osten auch weiterhin äußerst gespannt sind, zumal die Bolschewisten immer neue Truppenmassen, die mit schweren und schwersten Waffen ausgerüstet sind, heranholen.

Es fragt sich nun, ob wir uns bereits jenem Kampfabschnitt nähern, der neue große Ereignisse bringen wird oder ob wir vorläufig noch in der Zwischenphase bleiben werden, wie sie sich zur Zeit herausgebildet hat. Sie bildet den Uebergang zwischen dem raschen sowjetischen Vormarsch und den deutschen Maßnahmen, die eines Tages kommen müssen und auch kommen werden. Die Zwischenphase hat aber mancherlei interessante Aufschlüsse gebracht, vornehmlich darüber, daß die deutsche Kampfkraft trotz aller Schwierigkeiten keineswegs gebrochen ist. Darüber klagt auch die feindliche Presse in der letzten Zeit, besonders die Presse des Westens, die nicht vergessen hat, daß Deutschland mitten im Winter einen sehr kraftvollen Stoß im Westen führen konnte, der sich, eingefügt in die Gesamtlage, bezahlt gemacht hat. Der Westen versucht nun mit neuen Offensiven die deutsche Front aufzubrechen, stößt aber, was auch der USA-Kriegsminister Stimson erneut bescheinigt, auf hartnäckigen deutschen Widerstand. Dabei ist es durchaus nicht so, daß die Engländer und die Amerikaner vor irgendwelchen nennenswerten Kampfergebnissen stehen. Im Gegenteil, „Catholic Herald" stellt in einer Kriegsbilanz fest, daß Deutschland weit davon entfernt ist, trotz der alliierten Uebermacht an Material und Menschen geschlagen zu sein. Es habe sich nach Rückschlägen jedesmal bemerkenswert schnell erholt und nicht nur ein großes militärisches Können an den Tag gelegt, sondern immer wieder unvermutete Hilfsquellen mobilisiert. Gleichzeitig übt dieses Blatt Kritik an den ewigen Voraussagen der Alliierten, Deutschland werde „bald" zusammenbrechen, es werde „bald" die Luftangriffe nicht mehr ertragen können oder „bald" den letzten Benzintropfen verbraucht haben.

Wer sich also drüben der Mühe unterzieht, die Kriegslage nüchtern zu betrachten, findet keinen Grund zum Triumphgeschrei. Reichlich ernüchternd hat das Festlaufen der Sowjetoffensive gewirkt, das umgekehrt eine starke Kontrolle der bolschewistischen Bewegungen durch die deutsche Führung auslöste, die heute besser denn je die Bewegungen des Feindes beobachten und kontrollieren kann. Infolgedessen ist sie gegen Ueberraschungen gefeiter. Sie weiß aber, daß die Bolschewisten sprungbereit stehen, dagegen weiß niemand, wie die Reaktion auf einen etwaigen neuen Bolschewistensprung nach dem Westen aussehen wird. Diese Ungewißheit macht die Alliierten der Sowjets nervös, die von Stalin in eine neue Offensive gegen den Westwall hineingetrieben sind, in dem der deutsche Widerstand nicht minder energisch ist wie zwischen der Ostsee und den Karpathen.

Das Ziel der neuen USA-Offensive

Amerikanischer Großangriff an der Rur — Dreistündiges Trommelfeuer leitete die Schlacht ein

WA. Berlin, 23. Februar. Die neue große Offensive der Amerikaner im Westen zeigt, daß die Vernichtungspläne, die Stalin, Roosevelt und Churchill in Jalta verabredet haben, mit dem Einsatz aller materiellen Machtmittel ihrer Verwirklichung nähergebracht werden sollen. Was die Nordamerikaner in den bisherigen vier großen Offensiven bei Aachen nicht erreicht haben, soll — das haben sie mehrmals zum Ausdruck gebracht — in dieser neuen, fünften Offensive glücken. Daher auch die Verschärfung des Bombenterrors gegen die deutsche Zivilbevölkerung und der Versuch, die deutsche Moral durch sogenannte „psychologische" Bombardierungen von Frauen und Kindern zu unterstützen. Eine feige Kriegführung auf der einen und jüdisch-plutokratische Raffgier auf der anderen Seite, das sind die Triebfedern, die auch die jetzige große USA-Offensive ausgelöst haben. Der Ansturm im Westen wird sich aber, ebenso wie die vorhergegangenen Offensiven in demselben Frontabschnitt, an dem zähen und unerschütterlichen Widerstand der deutschen Kämpfer brechen, die dort das Leben und die Zukunft von Frau und Kind, von Eltern und Geschwistern verteidigen.

Wie der Sonderkriegsberichter des Deutschen Nachrichtenbüros, Leutnant Schulte Strathaus, aus dem Westen meldet, sind die Anglo-Amerikaner in den frühen Morgenstunden des gestrigen Tages an der mittleren Westfront zu dem erwarteten Großangriff angetreten. Um 2.45 Uhr begann das Trommelfeuer aus zahlreichen, in den vergangenen Wochen herangeschafften amerikanischen Batterien an der gesamten Rurfront. Starke Artillerieüberfälle richteten sich gegen



unsere Stützpunkte westlich der Rur, die Hauptkampflinie und das Hintergelände. Der Feind verschoß in starkem Maße auch Nebel.

Schon in den Abendstunden des 22. Februar deutete im Raume Koerrenzig—Linnich der ständig verstärkte Beschuß auf die bevorstehende Angriffsabsicht des Gegners hin. Eigene Artillerie bekämpfte in diesem Raum feindliche Granatwerferstellungen durch zusammengefaßtes Feuer. Wie weiter nördlich, so legten die Amerikaner auch im Raume Linnich seit 2.45 Uhr gestern früh starkes Artilleriefeuer auf unsere Hauptkampflinie. Nach dreistündiger Artillerievorbereitung setzte der Feind um 5.45 Uhr früh 500 Meter nördlich Linnich mit Panzern und südlich Linnich mit Infanterie über die Rur. Schlagartig setzte die deutsche Gegenwehr ein. Ein weiterer Schwerpunkt der anglo-amerikanischen Offensive aus dem Großraum Aachen zeichnete sich im Großraum Düren ab. Hier konzentrierte sich das feindliche Trommelfeuer auf die Räume Düren, Niederauf und Kreuza, südlich Düren. Nördlich Düren greift der Feind an der Straße nach Birkenhof an. An der gesamten Rurfront ist die Abwehrschlacht im Gange.

Die Angriffe der 1. kanadischen Armee zwischen Niederrhein und Maas verfolgten daneben das Ziel, eine Ausgangsbasis für wirksame Entlastungsangriffe von Norden her zu schaffen. Durch die zähe Verteidigung unserer Truppen hat der Feind beide Ziele bisher nicht erreicht. Wenn er trotzdem jetzt im Aachener Raum zum Großangriff angetreten ist, so lediglich deshalb, um endlich den durch unseren Angriff vom 16. Dezember zwangsweise hinausgeschobenen Anschluß an die sowjetische Winteroffensive zu gewinnen.

In Ostpreußen schon 3000 Panzer vernichtet

Fortdauer der Schlachten in Niederschlesien, West- und Ostpreußen und Kurland

Berlin, 23. Februar. Der schwere Abwehrkampf im Osten wurde am Donnerstag mit voller Härte weitergeführt. Wohl flauten die sowjetischen Angriffe in einigen Frontabschnitten, so vor allem in Oberschlesien und Kurland, etwas ab, dafür flammten aber an anderen Stellen bei Konitz neue harte Kämpfe auf. Ueberall aber durchkreuzten unsere Truppen durch ihren zähen Widerstand die Verwirklichung der feindlichen Angriffspläne.

An der oberschlesischen Front zwischen den Beskiden und der oberen Oder schrumpfte die Kampftätigkeit weiter zusammen. Die Bolschewisten unternahmen auf Grund ihrer in den letzten Tagen erlittenen hohen Verluste nur zusammenhanglose vereinzelte Vorstöße mit schwachen Kräften, die abgewiesen wurden; der Frontverlauf blieb unverändert. Zu sehr schweren Kämpfen kam es dagegen wieder im Frontbogen zwischen Strehlen und Striegau südwestlich von Breslau, wo die Sowjets erneut stark angriffen, um den Durchbruch auf Schweidnitz zu erzwingen. Abgesehen von einer Einbruchsstelle an der Bahn Breslau—Schweidnitz, die abgeriegelt wurde, blieb die Lage die gleiche wie am Vortage. Beiderseits Goldberg nützte der Feind den Nebel zu einem starken Angriff auf etwa fünfzehn Kilometer Breite aus; es gelang ihm hier, mit einigen Panzerrudeln unsere Sicherungen zu umgehen und die nördlichen Vorberge des Katzbach-Gebirges zu erreichen. Eigene Maßnahmen zur Lokalisierung des feindlichen Durchbruches sind angesetzt.



Die Kämpfe in Schlesien
(Scherl-Bilderdienst-M.)

Weiter westlich im Raum südöstlich Lauban gingen unsere Panzergruppen zu einem überraschenden Vorstoß über und zerschlugen stärkere sowjetische Kräfte. Auch östlich Lauban bis in den Abschnitt von Löwenberg erlitt der Feind bei seinen vergeblichen Versuchen, die Verstärkung unserer dortigen Sperriegel zu verhindern, hohe Verluste. Eigene Gegenangriffe nordwestlich Lauban führten trotz heftigen Widerstandes der Sowjets zum Erfolg. Der feindliche Druck auf dem Ostufer der Lausitzer Neiße, der das Ziel verfolgte, unsere Ufersicherung zu überrennen und taktisch verwertbare Brückenköpfe auf dem westlichen Flußufer zu bilden, war zwar unvermindert stark, verfing sich aber in unseren Gegenstößen und blieb wirkungslos. Sowjetische Kräfte, die am Mittwoch in den Südostteil der Stadt Rorst eingedrungen waren, wurden konzentrisch angegriffen und wieder zurückgeworfen; dabei wurden einige vorgeprellte feindliche Kampfgruppen vernichtet.

An der Oder-Front zwischen Fürstenberg und nördlich Küstrin beschränkte sich die Gefechtstätigkeit weiterhin auf begrenzte örtliche Unternehmungen, und auch in Süd-Pommern kam es bis auf einzelne Vorstöße schwächerer feindlicher Verbände zu keinen nennenswerten Kampfhandlungen. Wie erwartet, setzten die Sowjets dagegen bei Konitz ihre starken, zusammengefaßten Angriffe fort, die jedoch nach geringfügigen Bodengewinnen liegen blieben. Unsere Panzer- und Infanterie-Verbände riegelten den nördlich Konitz entstandenen kleinen Einbruchskeil ab und schritten zu Gegenangriffen; die Kämpfe sind noch im Gange. In der Tucheler Heide ließen die feindlichen Durchbruchsversuche an Intensität zwar etwas nach, doch wurde an den bisherigen Schwerpunkten zwischen Heiderode und Mewe weiterhin erbittert gekämpft, ohne daß sich die Lage wesentlich veränderte. Der Zusammenhalt der Front wurde überall gewahrt.

In Ostpreußen griffen die Bolschewisten seit Donnerstagmittag nicht mehr mit der massierten Geschlossenheit der Vortage an. Zweifellos eine Folge ihrer überaus hohen Verluste an Menschen und schweren Waffen. Allein an Panzern büßten sie seit dem Beginn ihrer Offensive, die in Ostpreußen am 15. Januar einsetzte, 3076 Stück ein, zumeist Typen schwerer Bauart; auch ihre Verluste an Geschützen und Pak sind außerordentlich hoch. In den Kämpfen des Donnerstags wurden in Ostpreußen und Samland wieder 92 sowjetische Pak vernichtet. Die wiederholten feindlichen Angriffe südlich von Braunsberg sowie bei Mehlsack und Zinten führten zwar zu einzelnen Einbrüchen, zersplitterten dann aber an unserer Abwehr, so daß sich die Lage im großen und ganzen nicht wesentlich veränderte. Auch in Kurland, wo der feindliche Druck stellenweise etwas nachließ, blieben die Durchbruchsversuche der Sowjets nordöstlich Preekuln sowie nordwestlich Mitau ohne Erfolg.

Schwerter für Generalmajor von Müller

Führerhauptquartier, 23. Februar. Der Führer verlieh am 20. Februar das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an General Dietrich von Müller, Malchow, (Mecklenburg), Kommandeur einer rheinisch-westfälischen Panzerdivision, als 134 Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Das Eichenlaub verliehen

Führerhauptquartier, 23. Februar. Der Führer verlieh am 16. Februar das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Willi Schülke, Bataillonskommandeur in einem Schiregiment, als 740. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Neue Ritterkreuzträger

Berlin, 23. Februar. Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an SS-Obersturmführer Georg Preuß (Danzig-Neufahrwasser), SS-Untersturmführer Werner Dallmann (Wangerin, Kr. Retenswalde), Hauptmann Martin Lenz (Bergneustadt, Rheinland), Oberleutnant d. R. Heinrich Meschede (Ahden, Kr. Düren), Leutnant Rudolf Severloh (Celle), Oberfeldwebel Kosmas Wolf (Werthofen bei Bonn), Feldwebel Tabel (Königsberg).

Schiffsverluste der Amerikaner

Madrid, 23. Februar. Die nordamerikanische Admiralität gab laut Efe den Verlust eines Minensuchbootes, eines U-Bootes und zweier Torpedoboote in den philippinischen Gewässern bekannt.

Klarheit - auf beiden Seiten

v—s. Es ist rein menschlich und auch nur zu verständlich, daß wir die Frage stellen, wie lange dieser Krieg noch dauern wird. Dabei vermögen wir alle selbst die Antwort zu geben: so lange, bis wir mit einer siegreichen Beendigung dieses gewaltigen Ringens endlich dem grausamen Morden und unsäglichen Leid ein Ende gemacht haben werden! Etwas anderes gibt es für uns nicht und kann es auch nicht geben. Ist die Gegenwart auch voller Schrecken und schwerster Belastungen für uns alle, so wissen wir doch, was jeden von uns ohne Ausnahme erwartete, wenn sich ein 1918 wiederholen würde. Unsere sicherste Gewißheit jedoch ist, daß sich im kampfgestählten Deutschland von heute Führung sowohl wie Soldaten und Heimat zu einem so schmählichen und verderblichen Kriegsschluß niemals mehr bereitfinden.

Es ist wahrlich unser Glück, daß wir die Dinge so klar sehen. Wer sich bislang dieser Erkenntnis, sei es aus irgendeiner Feigheit oder aus Angst vor der Wirklichkeit, verschlossen hatte, dem sind durch das Mordwüten und durch die grauenvollen Schandtaten, die von den Sowjethorden im deutschen Ostland begangen wurden, die Augen aufgegangen. Die vertierte Brutalität, die aus der Steppe Innerasiens ins Kernland Europas flutet, die alles das mit Blut zu ertränken sucht, woran wir mit Liebe hängen, diese alles mordende Walze macht vor niemand halt. Sie quält Männer, schändet Frauen, mordet unschuldige Kinder. Lesen wir nur die ersten kurzen Grüße, die in diesen Tagen von unseren Angehörigen aus dem Osten zu unserer Beruhigung in unsere Hände kommen, und machen wir uns klar, was das heißt, daß angsterfüllte deutsche Mütter ihre Kinder auf Ziehwagen geladen und fünfzig und hundert Kilometer weit Tag um Tag über die in Frost erstarrten Landstraßen gefahren haben, nur um dem schändlichsten Schicksal und dem Massenmord zu entgehen. Wer wollte angesichts dieser knappen Grußzeilen, die noch im Angesicht des Grauens aus irgendeinem sicheren Hort geschrieben wurden, die Stirn haben, zu sagen, auch das sei nichts als Propaganda? Wer wollte es wagen, die Wahrheit dieser privaten Berichte, die für die nächsten Angehörigen gedacht sind, in Zweifel zu stellen?

Dabei ist das alles nur ein Anfang, was wir jetzt sehen, hören und erleben. Unsere Feinde machen in ihrem maßlosen Haß gegen alles Deutsche nicht einmal mehr den Versuch, uns Sand in die Augen zu streuen. Durch Wort und Tat zeigen sie uns jeden Tag nur allzu deutlich, was sie uns zugedacht haben. Aus ihren haßerfüllten Vernichtungsprogrammen spricht ganz eindeutig das Todesurteil, das sie Deutschland gesprochen haben. Ihnen ist es nur recht, wenn in diesem furchtbarsten und mit den unmenschlichsten Mitteln geführten Krieg bereits Ströme von Blut fließen — desto weniger braucht hinterher liquidiert zu werden. Was darüber hinaus in diesem Kriege übrigbleibt, ist bereits verteilt, als sei der Mensch von heute eine Ware. Schon ist Moskau als Sitz der Menschenhandelszentrale ausersehen worden. Die drei Kriegsverschwörer haben sich auf der Krim ganz offen darüber ausgesprochen. Daß Roosevelt und Churchill gegenüber Stalins Forderungen keine Einwendungen gemacht haben, ist nicht nur zu erklärlich bei der vasallenhaften Abhängigkeit dieser Handlanger des Kremls, sondern die Verschleppung der deutschen Menschen in die eisige Oede Sibiriens kommt ihren Ausrottungsplänen ja nur recht.

Mit der Verschleppung und Versklavung deutscher Menschen wartet Moskau nicht einmal bis zum Kriegsende. Die „News Week" in Washington wußte zu berichten, daß aus dem von den Bolschewistenhorden überfluteten Gebiet bereits Tausende von deutschen Zivilpersonen als Zwangsarbeiter in das Innere der Sowjetunion geschafft worden sind. Schon wird das von den Funktionären des Bolschewismus in die Praxis umgesetzt, was eben erst in der Verlautbarung über die Jalta-Konferenz mitgeteilt worden ist. Darüber hinaus bekräftigen alle Meldungen aus deutschen Orten, die vorübergehend von den Sowjethorden besetzt und dann wieder von deutschen Truppen befreit worden waren, die sowjetische Taktik, alle arbeitsfähigen Männer auf schleunigstem Wege in das Innere der Sowjetunion zu verschleppen. Die Bolschewisten haben in diesem Sklavenraub der Neuzeit ja genug Uebung, denn sie haben jahrzehntelang die Sklavenpeitsche über die Völker des eigenen Rußland geschwungen und die Millionenmassen der ihnen unbequem gewordenen russischen Bauern, Fabrikarbeiter und Mittelständler auf Nimmerwiedersehen aus dem Wege geräumt. Daß Moskaus plutokratische Freunde von heute einstmals gegen diesen grausamen Massentod von Wehrlosen Protest erhoben haben, wollen sie heute nicht mehr wissen. Sie gehen auch geflissentlich darüber hinweg, daß man heute diese Massenversklavung und Verelendung von Millionen von Familien als Programmpunkt einer Tagesordnung erhoben hat, die bereits im alten zaristischen Rußland als eine der unmenschlichsten Grausamkeiten angeprangert wurden.

Es ist unseren Feinden eben alles recht, was der Auslöschung des deutschen Volkes dient. So auch sind die schweren Luftüberfälle der letzten Tage auf deutsche Städte zu verstehen. Die Jubeltöne unserer Gegner im Westen werden dabei am lautesten, wenn sie eine große Anzahl von Bombenopfern vermuten. Danach wird in erster Linie der Erfolg dieses allem Kriegs- und Völkerrecht hohnsprechenden Bombenmordes bewertet. Unsere militärische und völkische Widerstandskraft ist nicht zu brechen, das hat der Feind längst begriffen. Deshalb soll der Massenmord den Feind seinen infernalischen Zielen näherbringen. Blut und Tränen und unermeßliches Leid sollen die deutschen Menschen [illegible] werden lassen.

Volkssturmmönner, Schritt gefaßt!

Marschritt dröhnt auf deutscher Erde,
Glocken stürmen hoch vom Turm,
und mit eiserner Gebärde
gliedert sich des Volkes Sturm.

Hart die Zeiten, hart die Herzen,
hart die Faust um Schwert und Schaft,
seis zur Arbeit, seis am Feinde,
bis wir frei aus dunkler Haft.

Bis die Fesseln endlich fallen,
die geschmiedet Neid und List,
und der Platz an Licht und Sonne
friedvoll werkend unser ist.

Schürt die Feuer in den Essen,
schürt in eurem Herzen die Glut;
denn wir wollen nicht vergessen,
was vergossen schon an Blut.

Dumpf dröhnt deutsche Heimaterde
von des Volkssturms Schrittes Last,
mit dem Lied vom heil'gen Rheine
Volkssturmmänner! — Schritt gefaßt!

Otto Boettger-Seni.

Schwerte, 23. Februar.

Medizinische Tierversuche

Von der Linsentrübung bis zur Epilepsie
Kaninchen helfen der Medizin

Die wichtigste Arbeitsmethode des Erbforschers, ohne die die Entwicklung seiner Wissenschaft zu ihrer heutigen Höhe undenkbar wäre, ist das Züchtungsexperiment. Beim Menschen steht uns dieses Verfahren nicht zur Verfügung. Da indessen bei Mensch und Tier durch die gleiche Erbänderung oder Mutation einander entsprechende Erbleidene entstehen können, haben wir die Möglichkeit, Fragen, die mit Hilfe der Methoden der menschlichen Erbforschung nicht oder nur unbefriedigend beantwortet werden können, durch Modellversuche an Tieren einer Lösung zuzuführen. Professor Dr. Hans Nachtsheim vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin-Dahlem weiß hierfür in „Forschungen und Fortschritte", dem Organ des Reichsforschungsrates, eine Reihe interessanter Beispiele anzuführen, die sich auf eigene Arbeiten dieses Gelehrten mit dem Kaninchen als Versuchsobjekt beziehen.

Bei Mensch und Kaninchen besteht die weitaus häufigste erbliche Gebißanomalie in dem Fehlen bzw. einer Unterentwicklung der zweiten oberen Schneidezähne. Sie wird hier und dort vorherrschend vererbt, doch ist diese Dominanz nicht vollständig. Dieselben recht komplizierten Naturgesetze, die man in dieser Hinsicht beim Kaninchen festgestellt hat, gelten auch für den Menschen. Kein Teil unseres Körpers ist auf engstem Raume so sehr zu Anomalien der verschiedensten Art geneigt wie die Augenlinse. Wir kennen eine Fülle von Linsentrübungen, Katarakt- oder Starbildungen genannt, die teils als erblich, teils als nichterblich betrachtet werden. Welcher von diesen beiden Fällen anzunehmen ist, wie der Erbgang verläuft und welche vererblichen Beziehungen etwa zwischen dieser und jener Starform bestehen, ist indessen noch weitgehend unbekannt oder zumindest umstritten. Auch hier vermag uns der Tierversuch mit Augenspiegel und Spaltlampe einen Nahtstar nachweisen, der einfach-rezessiv oder scheinbar zurücktretend vererbt wird.

Besonders schön läßt sich der Wert der vergleichenden experimentellen Forschung am Beispiel der Pelger-Anomalie vor Augen führen. Diese seltsame Naturerscheinung besteht in erster Linie in einer Entartung der weißen Blutkörperchen. Dadurch wird das Bild einer sogenannten „Linksverschiebung" vorgetäuscht, wie man sie bei entzündlichen Prozessen beobachten kann. Diese Anomalie, die einfach-vorherrschend vererbt wird, wurde vor 15 Jahren beim Menschen, von vier Jahren auch beim Kaninchen entdeckt. Man war früher dazu geneigt, sie als eine harmlose Blutvariante ohne jede klinische Erscheinung zu betrachten. Diese Anschauung ist durch das Züchtungsexperiment als irrig erwiesen worden. An den betreffenden Kaninchen finden sich charakteristische klinische Symptome wie Kümmerwuchs, starke Verkrümmungen und Verkürzungen der langen Röhrenknochen, besonders der vorderen Gliedmaßen, ferner Magersucht, Speichelfluß sowie Schorfbildung um Maul und Nase. Es unterliegt keinem Zweifel, daß beim Menschen ähnliche verhängnisvolle Wirkungen auftreten können. Ein noch recht dunkles Kapitel der Erbpathologie sind die sogenannten fetalen Blutkrankheiten. Man darf jedoch erwarten, daß es gleichfalls durch Modellversuche an Tieren aufgehellt werden kann.

Als letztes Beispiel sei noch die Epilepsie genannt — beim Menschen ein Sammelbegriff für recht mannigfaltige Erscheinungsformen erblicher und nichterblicher Art, beim Kaninchen ein einheitliches Erbleiden, dessen Erbgang eingehend analysiert werden konnte. In besonderen Versuchsserien wurde an epileptischen und normalen Tieren die in der Psychiatrie in den letzten Jahren wiederholt erörterte Frage geprüft, ob es möglich ist, mit Hilfe eines durch Cardiazol hervorgerufenen Anfalles den erblichen von dem nichterblichen Epileptiker bzw. dem Nichtepileptiker zu unterscheiden. Diese Experimente hatten folgende Ergebnisse: Das epileptische Kaninchen antwortet im Durchschnitt zwar bereits auf eine geringere Dosis Cardiazol hin mit einem Anfall als das nichtepileptische Tier, aber die Krampfbereitschaft ist beim Epileptiker derart starken Schwankungen unterworfen, daß der einzelne Cardiazolversuch zur Entscheidung der Frage, ob man es mit einem erblichen Epileptiker zu tun hat oder nicht, nicht ausreicht. Bei einer vergleichenden Betrachtung menschlicher und tierischer Erbleiden wird der Forscher immer wieder durch die vielfältige Parallelität der Erscheinungen überrascht. Selbstverständlich haben zwei so weit voneinander entfernt stehende Lebewesen wie Kaninchen und Mensch zahlreiche Besonderheiten in ihrer Organisation aufzuweisen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß sich bei beiden die gleichen Veränderungen im Erbbild nachweisen lassen, woraus der Pathologe wertvolle Schlußfolgerungen ziehen kann.

Der Vater der Panzergranaten

Ein Vorkämpfer der deutschen Wehrhaftmachung

Vor fünfzig Jahren starb in Magdeburg der deutsche Großindustrielle Hermann Gruson.

Wenn von den Schöpfern der deutschen Großindustrie wie Borsig oder den Krupps die Rede ist, darf auch Hermann Gruson nicht übergangen werden. Seine Begabung, der vielleicht auch die Laune des Schicksals nachgeholfen hat, ließ ihn vom Naturforscher und Philosophen zu einem der erfolgreichsten Techniker des vergangenen Jahrhunderts werden. Namentlich um die Wehrhaftmachung des Deutschen Reiches und Volkes hat sich Hermann Gruson unvergängliche Verdienste erworben. Er wirkte in dieser Richtung nicht nur durch zahlreiche Erfindungen, Neuerungen und Verbesserungen, sondern auch als tatkräftiger Organisator.

Gruson wurde am 13. März 1821 in Magdeburg geboren, studierte von 1839—42 in Berlin Naturwissenschaft und Philosophie, erwarb sich aber auch daneben in diesen und den folgenden Jahren in der Maschinenfabrik von Borsig gründliche Kenntnisse auf allen Gebieten der Technik. Schon 1845 wurde er Maschinenmeister an der Berlin-Hamburger Bahn, wo ihn der selbständige Betrieb der [illegible]reichen Reparaturwerkstätten anver[illegible]war. Im Jahre 1851 übernahm Gruson [illegible] als Oberingenieur die Leitung der [illegible]ertschen Maschinenfabrik in Berlin und kam 1845 als technischer Direktor der Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrt nach Bukkau. Dort errichtete er 1855 eine eigene Schiffswerft und eine kleine Eisengießerei, mit der er besonders durch die Herstellung eines geläuterten Gußeisens zu großem Ruf in der Fachwelt gelangte. Grusons Erzeugnisse aus Hartguß fanden bald Eingang in den Maschinenbau und als sich auch Panzergranaten aus diesem Material den damals verwendeten weichen Stahlgeschossen als weit überlegen erwiesen, nahmen die von dem erfolgreichen Techniker erbauten Industrieanlagen einen so bedeutenden Aufschwung, daß sich 1868 eine erhebliche Vergrößerung und Verlegung notwendig machte.

Seitdem hat sich das Grusonwerk, welchen Namen die Schöpfung des einstigen Naturforschers 1886 annahm, als sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, in dem Maß vergrößert, in welchem der Hartguß weitere Verbreitung erlangte. Es war Gruson gelungen, dieses Material auch in dem militärischen Befestigungsbau einzuführen. Er lieferte nun Hartgußpanzertürme und Panzerbatterien für die meisten Staaten Europas, ja konstruierte sogar eine eigene Scharfenlafette zur Handhabung der schweren Geschütze. Einen neuen Aufschwung nahm das Grusonwerk mit der Fabrikation der Schumannschen Panzerlafetten. Neben diesen Panzerkonstruktionen lieferte es auch den Bedarf und die Zubehörteile für Eisen- und Straßenbahnen, Aufbereitungs- und Zerkleinerungsmaschinen, Gasmotore und Hebevorrichtungen sowie Pressen und Pulvermaschinen.

Diesen gewaltigen Leistungen entsprachen auch die Größe und technische Einrichtung des Grusonwerkes. Es beschäftigte schon vor einem halben Jahrhundert gegen 3000 Arbeiter; in den Werkstätten aber standen 64 Dampfmaschinen mit 1811 Pferdekräften und 970 Werkzeugmaschinen sowie 155 Hebevorrichtungen, unter denen sich hydraulische Hebezeuge mit 150 000 Kilo Tragkraft befanden. Die Panzergießerei allein vermochte in sechs Oefen etwa 60 000 Kilo Eisen in der Stunde einzuschmelzen.

Hermann Gruson leitete als erstes Mitglied des Vorstandes die Aktiengesellschaft noch bis 1. Juli 1891. Kurz darauf wurde er in den Aufsichtsrat gewählt, zog sich aber im übrigen ins Privatleben zurück und widmete sich fortan wissenschaftlichen Arbeiten, besonders auf dem Gebiet der Astrophysik und der Pflege seiner Gewächshäuser, die zu den reichhaltigsten und schönsten Europas gehörten. Im Jahre 1893 ging dann die Aktiengesellschaft Grusonwerk in den Besitz der Firma Friedrich Krupp in Essen über, in dem sie sich heute noch befindet. Der Schöpfer des gewaltigen Unternehmens aber starb am 30. Januar 1895, also vor nunmehr fünfzig Jahren, in seiner Heimatstadt Magdeburg. Deutschland verlor in ihm einen seiner erfolgreichsten und weitblickendsten Wirtschaftsführer, dessen Name in der Geschichte der Technik unvergessen bleibt.

Zwölf Monde vergingen

Eine Erzählung von Ernst Hermann Pichnow

Groß und hell war der Vollmond über dem Deich aufgegangen, und sein blasses, fahles Licht fiel durch ein geöffnetes Fenster in ein Zimmer des Rustschen Hauses, das einsam und still auf einer kleinen Anhöhe stand und berufen schien, menschliches Glück und Zufriedenheit in sich zu bergen. Die junge Frau Klara Rust lehnte mit dem Kopf am Fensterkreuz, ihre Arme hingen schlaff herab und ihre Gedanken irrten zwischen dem Geschehen von gestern auf heute, und daß Karsten, ihr Mann, wieder so hart und lieblos von ihr auf Fahrt gegangen war, wie seit Monaten, ja, bald seit Jahren. Und alle ihre Fragen darum: Warum bist du so hart zu mir und was habe ich dir getan? fanden nur eine Antwort im Schweigen und einem müden Zucken der Achseln. Zu stolz war sie, das Leid, welches ihr junger Rücken trug, jemanden zu offenbaren und um Rat zu fragen oder Hilfe zu suchen, wo die Erfahrung vielleicht das Rätsel lösen konnte.

Sie ahnte nicht, daß die Mutter längst mit wachen Augen den Kummer der Tochter erkannte, und als diese mit leisen Schritten das Zimmer betrat, zwang sich Klara Rust wohl zu einem gleichgültigen Lächeln, aber es blieb doch das der Lüge und leicht in seinem falschen Glanz zu erkennen. Eine Weile schauten sich beide Frauen an, dann sagte die Mutter im dunklen Fordern:

„Es geht nicht so weiter, Kind, ich sehe schon lange, wie du und Karsten getrennte Wege geht, und wenn ihr wartet, bis die Flut des Leidens den Damm der Ve[illegible]nft überspült, werdet ihr ohne Erbarmen ertrinken. Doch höre!" Sie führte sie zu einem bequemen Sessel. „Setze dich, Klara!" Nahezu willenlos folgte jene. „Bislang schwieg ich, nun ist wohl die Stunde für mich gekommen, zu reden, denn über uns Rustfrauen scheint ein dunkles Gesetz zu stehen, dem wir alle unterliegen!"

Die Junge schrak leicht zusammen, wiederholte langgezogen in schwerer Anklage:

„Ein dunkles Gesetz . . .? Das klingt so düster und geheimnisvoll, und das sagst du mir jetzt! Warum habe ich ihn geheiratet?"

Die Alte lächelte milde.

„Weil es dein Geschick ist, wie ich seinen Vater und Lena Rust wieder dessen Vater zum Mann nahm. Und das dunkle Gesetz? Du brauchst nicht zu erschrecken, Mädchen! Das Erbe, das die Männer mitbekamen, müssen wir hinnehmen, aber nicht als unwandelbar oder unabänderlich. Sie sind alle hart und schweigsam, unbeugsam und trotzig, aber in ihrem Herzen weich und gut. Das Meer, dem sie alle verfallen sind, gab ihnen die harte Kruste, aber ihr Herz gehört uns . . . uns, Klara!" Der Alte musterte sie lange durchdringend. Die Junge jedoch bäumte sich auf: „Aber mit ihrem Herzen bringen sie uns das Leid!"

„Im Ratschluß der Vorsehung ist es wohl bestimmt, daß wir Rustfrauen das gleiche Los tragen müssen. Auch ich stand einmal, wie du, am offenen Fenster und meine Sehnsucht trug ihre stummen Klagen in die Ferne, gebeugt und niedergedrückt von der Härte und Kälte Gerold Rusts, die er mir zeigte. Fremd und feindlich traten wir uns schon gegenüber und hatten uns doch in Liebe gefunden. Wie bei dir, schlossen wir abends getrennt hinter uns die Tür zur nächtlichen Ruhe, wir hatten uns ganz verloren und in den Augen seiner Mutter las ich verborgen Anklage und Vorwurf. Doch wußte sie um das Rätsel der Rustmänner, denn wie ich dir, saß sie eines Abends mir gegenüber und sprach zu mir aus einem starken, großen und verstehenden Herzen. Sie gab mir schließlich diesen Ring!" Die Alte streifte einen Goldreif mit einem Rubin als Stein vom Finger und gab ihn Klara Rust. „Nimm ihn, Mädchen, er muß nun dir gehören und dir die Kraft verleihen, die er uns allen gab, der Härte und Kälte unserer Männer die ausgleichende Weiche und Güte entgegenzustellen, mit der ihr euch auf den Weg der Liebe zurückfinden werdet. Trotze du von diesem Augenblick an nicht mehr im bitteren Verwehren, sondern stelle dich und deine Fraulichkeit über alles, und zu einer Stunde wird dein Glaube und die Wunderkraft des Steines ein Tor öffnen, und Karsten, wie Werner und Gerold durch das gleiche Tor schreiten lassen. Meine Schwiegermutter und ich trugen den Ring . . . und wir wurden von unserer Not befreit. Auch du wirst es, wenn nach schweren Stunden dein Frauendasein sich wahr erfüllt . . . und es muß sich erfüllen! Verstehst du mich, Klara Rust?"

Die Junge schaute mit wachgewordenen Augen in den hellen Mond, und dann saßen beide Frauen noch eine Weile sinnend zusammen, ehe sie sich mit einem Händedruck schweigend trennten.

Die Flut des Leides überspülte nicht den Damm der Vernunft, und auch der tote Rubin schuf keine Wunder, allein Klara Rusts Glaube und Wille änderten bald den Kurs in ihrer Ehe. Ein Dutzend volle Monde noch sah der Himmel, dann stand sie an einem Abend, wie damals, nicht allein, aber mit ihrem Mann Karsten am offenen Fenster. Er hatte liebevoll seinen Arm um ihre Schultern gelegt und sie hielt in ihren Armen den jüngsten Fahnenträger des Rustschen Blutes!

Frühlingssuppe

Von Th. K. Franke

Man konnte wohl sagen, daß der Pfarrer Andreas Höltken beliebt war in seinem Dorf. Er predigte öfter und lieber vom Herrgott und seinem schönen Himmelreich als vom Teufel und seiner grimmig-heißen Folterkammer. Im übrigen war er sehr leutselig und anspruchslos und kam den Bedürfnissen und Eigenarten der Dörfler weitestgehend entgegen.

Wenn Franziska Dicke, seine Haushälterin, zu ihrer Tante Christine fuhr und einen Tag über dem Zapfenstreich ausblieb, wußte der Herr Pastor sich wohl zu helfen. Er ging in den Garten, zupfte eine Kohlrabi, eine Möhre, einige Kohlblätter, etwas Lauch und Porree und tat dies nebst etlichen Kartoffeln und etwas Fett in den Kochtopf. Frühlingssuppe nannte er dies Gemisch; es schmeckte nach seiner Versicherung einzig und großartig. Daß das ganze Dorf mählig Wind von diesem ebenso einfachen wie billigen Rezept bekam, war kein Wunder.

Nun hatten einmal die feindlichen Flieger in der Nacht eine Bombe über dem Dorf abgeworfen. Ob aus Absicht oder Versehen, war zweifelhaft, jedenfalls war sie in der Nähe der Kirche niedergegangen und hatte das Pfarrhaus und den „Blauen Krug", den einzigen Gasthof, zerstört und unbewohnbar gemacht. Pastor Höltken war also ohne Heim. Die meisten Bauern hatten bereits Obdachlose aus der Stadt aufgenommen. Zwar der Küster Melchior Hemke hätte wohl ein Zimmer freimachen können, aber seines Weibes Dragonerstimme schallte vom Sonnenaufgang bis zum ersten Mondenschein unaufhörlich durch die Wohnung. Pastor Höltken machte dies beharrliche Schreien und Schelten nervös, er fürchtete es wie das Kind den Lebertran.

Da kam der Kaufmann Wiggers und lud ihn zu Gast. Am Mittag gab es Frühlingssuppe und am Abend nochmal. Pastor Höltken war es gut zufrieden. Am nächsten Tage erschien der Bauer Niggemann und bat um die Ehre des Gastgebers. Pastor Höltken nahm das Anerbieten dankend an. Am Mittag gab es Frühlingssuppe am Abend ebenfalls. Nächsten Tages bat ihn der Bauer Stertkamp zu Tisch und Bett.

Emma" sagte Frau Stertkamp am Morgen zu der Magd, „lauf fix in'n Garden un hal wat Schwienefudder; wie mött Frühlingssuppe kochen, de Här Pastor kümmt." — —

Nach vierzehn Tagen war der Herr Pastor bei vierzehn verschiedenen Gläubigen gewesen und überall hatte es Frühlingssuppe gegeben. Die letzte hatte er stehen lassen.

„Hemke" sagte er zu seinem Küster, „kann ich bei euch wohnen?"

„Gern, Herr Pastor, gern", versicherte der also Geehrte. „Nur meine Frau, Sie wissen ja —"

„Ja, ich weiß . . ." fiel der Pastor ein, „aber das tut nichts. Laßt sie schreien und krakehlen nach Herzenslust. Nur Frühlingssuppe darf sie nicht kochen. Die soll der Satan fressen!" — —

Marianne war früher ein begehrtes Mädchen.

Das heißt, wenn man ihren Erinnerungen glauben darf!

„Zu meinen Füßen lag sogar einmal ein König!" prahlte sie.

Die gute Freundin lächelte:

„Der war dir wohl beim Kartenspiel heruntergefallen?"

Und das Leben geht weiter...

Roman von Hans Ernst

Deutscher Roman-Verlag Klotzsche, Bez. Dresden

1

Als der letzte Hamerschlag in der unteren Schmiede zu Birkenzell verklang, stand die Dämmerung schon wartend hinter dem Gemeindewald. Der Schmiedmeister Martin Brandmüller legte den oft geflickten Lederschurz ab und hing ihn an den Nagel neben der Esse. Dann schüttete er aus einem Blechkübel etwas Wasser über das Schmiedefeuer, daß es zischend erlöschte und eine weiße Dampfwolke aufstieg.

Feierabend! Martin Brandmüller streckte ächzend den Rücken und krempelte die aufgestülpten Hemdärmel herab. Dann sperrte er die Schmiede ab und spähte die Straße entlang. Kein Mensch war mehr zu sehen, und nicht mehr der leiseste Hufschlag eines Bauernpferdes klang in der Dämmerung. In mancher Bauernstube brannte schon freundlich die Lampe über dem großen Tisch.

Das Haus des Brandmüllers lag über der Straße, also von der Werkstatt einige Minuten entfernt. Ein schmaler Fußweg führte durch einen alten Obstgarten dorthin. Kein großartiges Haus, oh nein! Klein und geduckt, mit weit vorspringendem Dach lag es da. Die Birkach floß hinter dem Häusl vorbei, und ein paar uralte Nußbäume rauschten zur Sommerszeit über der kleinen Heimat der Schmiedeleute, deren Leben im Vergleich zum Leben anderer Menschen als armselig bezeichnet werden konnte. Das war aber nicht immer so. Der Vater des Schmiedes war noch ein wohlhabender Mann gewesen. Der Sohn sonnte sich zuweilen noch im Glanz des Vaters, am Stammtisch zum Beispiel, den er einmal in der Woche besuchte. Da saß er dann unter den großen Bauern und warf mitunter ein verwegenes Wort hin, das zwar niemand besonders wichtig nahm, denn die Bauern sahen wohl auch, daß dem Schmied das Wasser manchmal im Munde zusammenlief, wenn sie sich Kalbshaxen oder einen halben Schweinskopf bestellten und der Schmied an einer halbvertrockneten Semmel herumbiß, weil ihm zu anderem das nötige Geld fehlte.

Aber wie gesagt, das war nicht immer so. Allerdings gab es in früheren Zeiten im Oberdorf noch keine Schmiede. Dazumal war der Brandmüller noch der einzige Schmied in Birkenzell, und man war gezwungen, zu ihm zu kommen. Nun war das anders. Seine Schmiede läge zu weit ab vom Dorf, hielt man ihm vor. Auch brauchte man bei seiner Konkurrenz nicht so lange warten. Dieser Mann war neuzeitlicher eingerichtet und hielt sich ein paar Gesellen. Martin Brandmüller aber war die meiste Zeit allein, weil sein Geselle Robert lieber in der Welt herumzigeunerte. Gott mochte wissen, wo er sich jetzt wieder herumtrieb.

Wo wird er wohl sein? dachte der Schmied, als er zum Haus hinüberging. Niemand wußte es. Robert hatte die Angewohnheit, nicht zu schreiben. Er hatte es in den viereinhalb Jahren Krieg nur ein paarmal getan, und jetzt schrieb er wieder nicht. Dabei hätte er den Burschen so notwendig brauchen können, denn er selbst war auch nicht mehr der Jüngste und war zudem ein wenig behindert durch die Prothese am rechten Fuß, den er gleich bei Kriegsbeginn verloren hatte in der ersten Schlacht.

Im Schmiedhäusl zündete soeben die Mutter die Petroleumlampe an, und die Kinder setzten sich an den Tisch, obwohl mit dem Essen nicht begonnen werden durfte, bis nicht der Vater den ersten Löffel herausgeschöpft hatte.

Lächelnd betrachtete der Mann durchs Fenster die quicklebendige Schar, und ein kleines Lächeln flog um seinen Mund.

Sieben Kinder, Mädel und Buben. Alle hatten sie das dunkle Haar der Mutter und die hellbraunen Augen des Vaters, bis auf den Ambros. Ambros war jetzt drei Jahre alt und hatte helles, lockiges Blondhaar und blaue Augen, wie er es bei der Geburt gehabt hatte. Man glaubte zuerst, daß sich dies mit den Monaten verlieren würde. Warum sollte ein Kind plötzlich aus der Art schlagen? Aber es vergingen Sommer und Winter, die hellblauen Augen des Ambros hatten sich ein klein wenig verdunkelt, aber sein Haar war immer noch seidenweich und blond.

Sieben Kinder, ja! Und nun sollte das achte kommen. Schwer trug Walburga Brandmüller die Last des Segens durch die ersten Frühlingstage. Schwer, aber nicht freudlos. Nein, sie nahm jedes ihrer Kinder liebend an ihr Herz, und sie wußte nichts davon, daß die Zeit sich fortschrittlich brüstete, indem sie den Menschen vorgaukelte, daß es gut sei, wenig oder gar keine Kinder zu haben.

Die Schmiedleute am Bach waren nicht berührt von jenem Gifthauch, der die Jahre nach dem Weltkrieg durchwehte. Ihr Wunsch um jedes Kind war von Liebe getragen, und sie wollten gerne zwei Narren sein vor den Menschen, weil es doch ihre Welt allein war, die sie sich aufbauten, in der sie lebten und in der sie glücklich waren. Und es war so viel Licht in ihrer kleinen Welt. Jedes Kind war ein Lichtlein, das alles Dunkle freundlich erhellte und alles Schattenhafte verbannte.

Sollte man vielleicht keine Freude haben, wenn man es täglich vor Augen hatte, wie die Kinder sich entwickelten, wie sie die ersten Schritte taten und die ersten Worte — die Urlaute allen Lebens — Vater und Mutter stammelten?

(Fortsetzung folgt)